

Rundschau.

Die Schweine in der vierten Klasse. Die abnehmende Rentabilität der Staatsbahnen wird bekanntlich u. a. auch damit motiviert, daß die vierte Wagenklasse neuerdings zu splendid und zu bequem eingerichtet sei, und daß dadurch die Abwanderung aus der dritten in die vierte Klasse begünstigt werde. Um dem ein Paroli zu bieten, ist, wie das „Berl. Tagbl.“ schreibt, Dr. v. Breitenbach jetzt auf den Gedanken gekommen, die Schweine aus den Pack- und Güterwagen in die vierte Wagenklasse avancieren zu lassen. Im § 28 der neuen Verkehrsordnung, der von der Mitnahme von Handgepäck in den Personenwagen handelt, heißt es: „In der vierten Klasse darf jeder Reisende nur eine Traglast mit sich führen usw. Als Traglast dürfen auch kleine Tiere mitgenommen werden.“ Diese Bestimmung von den „kleinen Tieren“ ist nun freilich ohnehin nicht glücklich: sie ist zweideutig und — dehnbar. In den Ausführungsbestimmungen zum § 28 aber findet sich nun einmal der Satz: „Ferkel in Säcken können als Traglast gebührenfrei mitgenommen werden.“ Da nach diesem Vorgange auch Hunde, Katzen, Affen, Papageien, weiße Mäuse und anderes Getier künftig in der vierten Wagenklasse mitfahren dürfen, wird fortan eine Fahrt vierter Klasse zugleich Ohren und Nasen der Passagiere erfreuen und den Besuch einer Menagerie oder eines zoologischen Gartens ersetzen. Die Ausdehnung der Fahrkartensteuer auch auf die vierte Klasse erscheint daher doppelt berechtigt.

Mindelheim, 26. April. Ein Lustmord ist gestern abend zwischen 5 und 7 Uhr in nächster Nähe der Stadt verübt worden. Spaziergänger fanden im Wald bei Mindelau die schrecklich zugerichtete Leiche eines Mädchens, das als das 3/4 Jahre alte Töchterchen Gelitta des Zigeuners Menotti erkannt wurde. Die Leiche wies außer einem den ganzen Körper der Länge nach durchtrennenden Messerschnitt zahlreiche Schnitt- und Stichwunden am ganzen Leib auf. Der Täter wurde in der Person des 32 Jahre alten, ledigen Dienstmanns Alois Schweyer von Mindelheim ermittelt und verhaftet.

Wie aus Sonneberg verlautet, wurde auf der Eisenbahnstrecke nach Koburg eine 13 Jahre Schillerin in einem Bahnabteil von einem maskierten Manne überfallen, gewürgt und ihrer langen Böpfe beraubt. Der Maskierte sprang aus dem fahrenden Zuge.

Ein mysteriöser Juwelendiebstahl soll, wie

aus Mailand berichtet wird, an einer deutschen Prinzessin verübt worden sein, deren Namen die Polizei ängstlich verschweigt. Die Prinzessin wurde auf der Eisenbahn zwischen San Remo und Lugano ihr Schmuckkoffer, der Juwelen im Werte von über einer Million Lire enthielt, gestohlen. Sie entdeckte den Diebstahl in Lugano, wo sie sofort die Polizei in Kenntnis setzte. Die Schweizer Regierung hat eine Belohnung von 30 000 Franken für die Entdeckung der Diebe ausgesetzt. Ein hervorragender italienischer Detektiv ist aus Como nach Lugano beordert worden. Es heißt, daß sich in dem Koffer auch Dokumente von großer Wichtigkeit befanden. — Aus Genf wird hierzu dem „B. Z.“ telegraphiert, daß dort von der Polizei drei Engländer verhaftet wurden, die sich im Besitz einer großen Anzahl wertvoller, aus den Fassungen gebrochener Juwelen befanden. Die Verhaftungen sind verdächtig, an dem Juwelendiebstahl beteiligt zu sein, der in der Eisenbahn zwischen San Remo und Lugano verübt worden ist.

Ein interessanter Preß-Verleumdungsprozeß ist Samstag in Newyork zu Ende gegangen. Oberst William Mann, der Besitzer und Chefredakteur von „Town Topics“, wurde zu 200 000 M. Geldstrafe wegen Verleumdung eines gewissen Samuel Denster aus Pittsburg verurteilt. Er hatte in seinem Blatte behauptet, daß Denster zu unlauteren Zwecken eine junge Dame in einem Hause in Pittsburg einquartiert hätte. Denster, der einer der angesehensten Kaufleute Pittsburgs ist, sowie die angegriffene, junge Dame strengten den Verleumdungsprozeß gegen Mann an, der seine Beschuldigungen in keiner Weise aufrecht erhalten konnte.

Dermisches.

Der Kaiser und die Photographen. In diesem Jahre fällt dem Kaiser besonders die Unzahl von Photographen auf, die „anscheinend auf Korfu wild wachsen“, wie er sagte. Als ein Herr ihn am Sonntag mit ganz besonderer Hartnäckigkeit während eines Spazierganges am Meeresufer mit seiner Kamera verfolgte, wendete sich der Kaiser plötzlich und sagte zu ihm, indem er auf die herrliche Landschaft hinwies: „Warum photographieren Sie immer mich? Photographieren Sie doch lieber das hier! Das ist doch viel interessanter als ich.“ Der Herr, anscheinend ein Engländer, grüßte sehr höflich und richtete seinen Apparat auf die Landschaft. Kaum aber hatte sich der Kaiser zum Gehen gewandt, als er doch wieder die Kamera gegen den Kaiser richtete und ihn photographierte. Im selben

Augenblicke wandte sich der Monarch um und sah, daß seine Worte wenig gefruchtet hatten. Resigniert fügte er sich drein und sagte lächelnd: „Na, des Menschen Wille ist kein Himmelreich.“

Darf eine Frau den Mädchennamen beibehalten? Auf diese Frage hat der erste Justizbeamte des Staates Kansas erklärt: „Was nicht verboten ist, ist erlaubt! Die Namensänderung bei der Heirat sei nur ein Herkommen, aber kein Gesetz, mithin stehe der Weiterführung des Mädchennamens durch die Frau nichts entgegen.“ Dies Gutachten ist, wie der „Frankf. Ztg.“ geschrieben wird, von den Frauenrechtlerinnen mit großer Genugtuung begrüßt worden. Eine von ihnen, Fräulein Marie Coleman, eine Rechtsanwältin, wird bald in den Stand der Ehe treten, aber doch nicht den Namen ihres Zukünftigen, des Hrn. Frederic L. Hardenbrock, annehmen. Sie wird indessen ihrem Ehegespons erlauben, seinen Namen weiterzuführen, so daß er nicht den ihrigen anzunehmen braucht. Wie es da mit dem Namen der Kinder werden wird? Diese etwas delikate Frage hat noch kein Richterstatter die Rühnheit gehabt, der jungen Dame vorzulegen.

Das neue San Francisco. Als in den schrecklichen Apriltagen des Jahres 1906 das von dem Erdbeben erschütterte San Francisco in lohenden Flammen aufging, zweifelte man nicht ohne Grund, daß der Wiederaufbau einer neuen Stadt sich so rasch vollziehen würde, wie amerikanischer Unternehmungsmut es vorherzusehen ließ. Daß bereits heute, nach drei Jahren, an Stelle des alten San Francisco ein neueres, größeres und prächtigeres entstanden ist, dafür gibt der „Colonizer“ überzeugende zahlenmäßige Aufschlüsse. Durch die Katastrophe waren damals 469 große Gebäudegruppen vernichtet worden, darunter das Rathaus, die größten Geschäft- und Industriegebäude und die Hotels. Der Schaden betrug mehr als 2 1/2 Milliarden Franken. Heute erheben sich an der Stätte des Unglücks bereits 16 831 völlig neue Gebäude, wo vordem 28 000 alte, kleinere standen. Denn die neuen Häuser sind durchweg größer angelegt, so daß die 16 831 neuen Bauten einen größeren Flächenraum bedecken als die alten 28 000. Die neuen Bauten repräsentieren einen Wert von 600 Millionen Mark, 100 Millionen mehr, als die zerstörten Häuser. Man hat die furchtbare Lehre des Erdbebens nicht unbeherzig gelassen; alle neuen Häuser sind vollkommen aus Eisen und Zement hergestellt. Die interessanten Zahlen finden ihre Ergänzung in den Schwankungen der Bevölkerungsziffer vor und nach

Aus den Tagen des Gefechts von Saarbrücken und der Schlacht bei Spichern.

Erzählung von Ulrich Bräuer.

1) (Nachdruck verboten.)

I.
Die glühenden Strahlen der Augustsonne prallten sengend hernieder auf die dürren Fluren, die ich durchwanderte. Ganz entsetzlich war die Hitze, und ich war froh, endlich den kühlen Waldschatten betreten zu können. Ich kam von Saarbrücken her und stieg bergan. Nachdem ich Wiesen und Getreidefelder durchwandert, trat ich in den prächtigen Saarbrücker Stadtwald ein, dessen hohe Baumstämme kaum einen schmalen Lichtstreifen der Sommer Sonne durchließen. Zuerst war der Weg bequem und hatte nur mäßige Steigung. Dann aber ging es immer steiler bergan, und die Bäume standen weniger dicht. Vor mir sah ich die kahlen Höhen von Spichern liegen. Im Talgrunde rauchten die Stieringer Eisenwerke. Meine Gedanken weilten beim Betreten des denkwürdigen Schlachtfeldes in der Vergangenheit. Und ich malte mir die ungeheuren Anstrengungen aus, die es unsere deutschen Krieger gekostet haben mochte, dem Regentagen ausgesetzt, diese besooften Felsbänke zu erklimmen. Ja, wie viele Hunderte hatten hier im Kampfe fürs Vaterland ihr Leben freudig dahingegeben!

Unterdessen hatte sich der Himmel plötzlich ver-

finstert. Ein Donnerrollen, das zu meinen Ohren drang, ließ mich über ein heftiges sich in den nächsten Augenblicken über mich entladendes Gewitter nicht mehr im Unklaren. Noch ehe ich mich dessen versah, öffneten sich die Schleusen des Himmels. Ein heftiges Hagelwetter, wie ich es an Stärke kaum in meinem Leben erlebt, entlud sich über mich. Lange suchte ich vergeblich nach einem Wirtshause, das meinem Reisebuche nach zu schließen irgendwo in der Nähe liegen mußte. Endlich, nachdem ich bereits bis zur Haut durchnäßt war, fand ich es. Jedoch ich erhielt zunächst trotz heftigen Klopfens an die Tür keinen Einlaß. Immerhin beschirmte mich das Vordach des Eingangs vor dem niederprasselnden Regen, der auf den Hagel folgte. Ich hatte so Mühe, mir das Haus, in dem ich vergeblich nach Obdach suchte, näher zu besehen. Seine Vorderwand zeigte noch jetzt zahlreiche Spuren von einem mörderischen Kampfe, der hier vor nun über 35 Jahren zwischen Deutschen und Franzosen stattgefunden haben mochte. Zahlreiche Granatstücke und Kugeln von kleinen und großen Geschützen steckten in dem halb abgefallenen Mörtel der Vorderwand und in der schweren Eichenüre, die mir verschlossen blieb, obwohl die Inschrift, die an der Hauptfassade des Hauses prangte, mir keinen Zweifel darüber ließ, daß ich an der schon vor 35 Jahren bestehenden Wirtshaus „Zum Waldbühlchen“ angelangt war.

Jetzt vernahm ich eine Frauenstimme im Innern. Ich lauschte aufmerksam. Ueber mir wurde das Fenster geöffnet, und ich hörte die Worte des 91.

Psalm: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe!“

Nachdem die Frau den Psalm zu Ende gelesen, sprach sie ein kurzes Gebet, in dem sie den himmlischen Vater um Schutz anflehte. Wie er einst in der Kriegszeit den Hofbewohnern, als die Kugeln in die Wände des Hauses einschlugen und die Brandgranaten es entzündeten, Schutz und Hilfe in der größten Not gewesen sei, so möge er auch heute Haus, Hof und Ernte vor Blitz und Hagel gnädig bewahren. Als die Mutter ihr einfaches, aber ergreifendes Gebet beendet, vernahm ich noch zwei Kinderstimmen, das eine der Kinder betete das Vaterunser, das andere sprach den Segen.

Als alles in der Stube still geworden, klopfte ich nochmals an die Tür. Es verlangte mich in meinem völlig durchnäßten Anzuge nach Obdach, Wärme und trockenen Kleidern.

Diesmal vernahm ich die Wirtshausbewohner sofort mein Rufen. Ein kleines etwa zwölfjähriges Mädchen schaute zuerst aus dem Fenster. Dann warf die Mutter einen prüfenden Blick auf mich, um mir hierauf sofort die Tür zu öffnen.

Die Frau, die Ende der Fünfziger sein mochte, machte den besten Eindruck auf mich und begrüßte mich aufs freundlichste: „Sie werden erstaunt sein, die Tür einer Wirtshaus verschlossen zu finden“, meinte sie. „Allein mein Mann ist dieses Frühjahr an einer Lungenentzündung gestorben, und unser

der Katastrophe. Vor dem Unglück zählte San Francisco 450 000 Einwohner; nach der Verheerung sank die Zahl auf 350 000. Aber unmittelbar nach Beginn der Wiederherstellungsarbeiten wuchs auch die Einwohnerzahl, je mehr die Bauten fortschritten, um so schneller; das neue San Francisco zählt heute 507 339 Einwohner, also fast 60 000 Einwohner mehr als in der Zeit, die der schweren Heimfuchung voranging.

Ein Whisky-Brand. In Belfast (England) verbrannten dieser Tage eine halbe Million Gallonen Whisky in dem Lagerhaus der Firma Mac Conell. Der Brand entstand dadurch, daß zwei Arbeiter ein Faß fallen ließen, dieses durchschlag den Boden des dritten Stockwerks und darst. Der Branntwein geriet durch eine Gasflamme in Brand und das ganze Lagerhaus stand in einem Augenblick in Flammen. Arbeiter und Zollbeamte, die einen Löschoversuch machten, mußten Hals über Kopf fliehen. Die herbeieilende Feuerwehr wurde durch die Dämpfe des brennenden Whiskys an erfolgreichem Einschreiten verhindert. Viele Feuerwehrleute mußten aus dem brennenden Gebäude getragen werden, weil die Dämpfe und der Rauch sie überwältigten. Auf den Straßen floß der ausströmende Whisky in feurigen Strömen. Die Flammen sprangen darauf auf die chemischen Werke über, was zu beständigen Explosionen führte. Die Höhe der Flammen war außerordentlich und ein schwarzer Rauch verhüllte von Zeit zu Zeit selbst das Sonnenlicht. Es stürzte eine Mauer ein und verletzte sechs Zuschauer schwer. Auch zwei Feuerwehrleute liegen schwer verletzt im Hospital. Die Feuerwehr beschränkte sich schließlich darauf, die der Brandstätte benachbarten Straßen vor den brennenden Whiskyströmen zu schützen. Der angerichtete Schaden wird auf wenigstens 5 Millionen Mark geschätzt. — Dem „Tag“ wird hiezu weiter gemeldet: Ein seltsames Schauspiel war nun am nächsten Morgen in den Ruinen und der Nachbarschaft der abgebrannten Destillerie zu sehen. Die Massenvorräte an Whisky — es sollen 500 000 Gallonen gewesen sein — vermochten natürlich diesen Brand nicht zu löschen, sondern ergossen sich einem flammenden Fluße gleich durch die Straßen oder sickerten in die Keller der benachbarten Häuser. Da sah man denn am Mittwoch Tausende von betrunkenen Ratten ohne Furcht auf der Straße und in den Ruinen herumtorkeln. Wenn das nur von den Nachbarn erzählt worden wäre, hätte man es kaum geglaubt, denn diese sind seit der Whiskyflut selbst nicht mehr ganz sicher im Kopf und auf den Beinen, aber Polizisten und Feuerwehrleute haben Hunderte von betrunkenen Ratten totgeschlagen.

Die goldene Stadt des Märchens hat in der Wirklichkeit eine Art Ebenbild die Stadt Guanajuato in Mexiko. Man hat die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Häuser dieser Stadt einen reichen Goldgehalt aufweisen. Guanajuato ist eine der ältesten Minenstädte Mexikos, aber den

Wert der Stadt an sich hat erst die jüngste Zeit entdeckt, als eine Eisenbahngesellschaft den Entschluß faßte, in Guanajuato ein Stationsgebäude zu errichten. Es ergab sich die Notwendigkeit, eine Anzahl Häuser niederzureißen, die in früherer Zeit aus Backstein errichtet wurden. Zur Herstellung dieses Backsteins hatte man seinerzeit die aus den Minen stammenden Stein- und Sandreste verwendet, nachdem ihr Erzgehalt verwendet worden war. Als man zum Abbruch der Häuser schritt, gab man einige Schuttstücke zur Untersuchung in das Laboratorium. Dabei stellte sich heraus, daß dieser Schutt einen Goldgehalt von 12 bis nahezu 100 M. für die Tonne aufwies, durchschnittlich 32 M. pro tausend Kilo. Die Ursache dieses reichen Goldgehaltes liegt in der Unvollkommenheit der früheren Mittel, mit denen die aus den Minen geförderten Massen bearbeitet wurden und bei denen viel Gold und Silber verloren ging. Mit Hilfe des neuen Verfahrens hat man den Schutt der abgerissenen Häusergruppen bearbeitet und dabei für nicht weniger als 120 000 M. Gold gewonnen. — Bei der Lektüre dieses bemerkenswerten Berichtes wird man sich gewiß daran erinnern, daß Städte von so interessanter Beschaffenheit wie Guanajuato ausnahmslos in Amerika zu liegen pflegen.

Das Meisterwerk eines Uhrmachers. Nach vierjähriger geduldiger Arbeit hat jetzt ein Uhrmacher in Coventry eine kleine Uhr fertiggestellt, die ein Meisterstück der Feinmechanik ist. Die Uhr hat etwa die Größe einer mittleren Taschenuhr, einen Durchmesser von 7 cm bei einer Dicke von 18 mm. Sie schlägt Stunden und Viertelstunden, gibt mechanisch genaue Angaben über die Stellung der Sonne und des Mondes, bezeichnet auf die Sekunde genau das Aufgehen der Sonne und den Untergang, Ebbe und Flut und auch die Sternbilder, die in den verschiedenen Jahreszeiten sichtbar sind. Der Wert dieser kleinen Uhr wird auf 20 000 Mark geschätzt.

Wie oft tickt eine Uhr? Die Wanduhr und die Taschenuhr — sie beide ticken unentwegt Tag und Nacht, Jahr um Jahr. Und dieses „Tid-Tad“ ist ein so bezeichnender Klang, daß die naive Sprachbezeichnung des nützlichen Geräts geradezu seinen Namen danach geformt hat. Was ist dem Kinde eine „Uhr“? Aber was die „Tid-Tad“ ist, das versteht es gleich. Wie oft tickt denn nun eine Uhr? Die Frage läßt sich natürlich nicht allgemein beantworten; nur soviel ist jedem klar, daß schon im Laufe eines Jahres selbst eine ganz langsam tickende Uhr eine ansehnliche Menge von Anschlägen leistet. Gar lebhaft geht das Tiktack unserer munteren Taschenuhren. Auch elegante Pendeluhren ticken oft rasch. Ein Pendel mittlerer Länge tickt, um ein Beispiel mit einer möglichen und bequemen runden Zahl zu wählen, in der Minute hundert Mal. Das macht in der Stunde 6000, an einem Tage 144 000 und in einem Jahr über 50 Millionen Mal! Bedenkt man, daß jedes Ticken

von einem scharfen Metallzusammenstoß herrührt, so kann man erwägen, was für eine Materialbeanspruchung in diesem Geräusch liegt. Es kommt bei einer Uhr überhaupt nicht nur darauf an, daß sie mathematisch richtig konstruiert ist: wenn das Material nicht gut und solide ist, muß die beste Uhr nach kurzer Zeit unbrauchbar werden. Gerade aus Amerika werden wir mit derartigen billigen Fabrikaten beschenkt. Wer etwas gutes kaufen will, der muß eben danach bezahlen — und das gilt auch beim Uhrenhandel.

[Bedenkliches Zeichen.] Erster Schusterjunge: „Dein Meester is krank? Wat fehlt 'n denn?“ — Zweiter: „Na, et muß woll sehre schlimm sind. Wenn et man nich uff 'n Dod geht! Er hat mir schon seit drei Daje nich mehr verhauen!“

[Mißtrauisch.] Onkel: „Wer war denn der Herr, der dich eben grüßte?“ — Student: „Der Sparkassen-Rendant.“ — Onkel: „Junge, Junge, mir schaute er eher wie der Leihauskassierer aus.“

[Kunstenthusiasten.] „Sie waren doch auch schon in der Kunstausstellung? Herrlich was?“ — „Ja, ich gehe öfters hin. Aber finden Sie nicht auch, die warmen Würstchen dort schmecken gar nicht mehr so gut wie früher!“

Wortbildungs-Aufgabe.

Zu bilden sind aus:

1. Lee, Muschel und Reich — die Namen dreier Bäume.
2. Geleise, Natal und Steine — drei weibliche Vornamen.
3. Braten, Lehrer und Samuel — drei Flüsse.
4. Argos, Eisenblech und Kiemen — drei Städte.
5. Donna, Gräbe und Senne — die Namen von drei Inseln.
6. Alumnien, Bund und Laertes — drei männliche Vornamen.
7. Georgine, Lein und Tannenwald — drei Länder.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter bilden ein Sprichwort.

Auflösung des Palindroms in Nr. 67 ds. Bl.
Lager — Regal.

Die Wissenschaft wie die Industrie bemühen sich heute ernstlich, alle pflanzlichen Stoffe der menschlichen Ernährung nutzbar zu machen. Man hat überall erkannt, daß ein Uebermaß von Fleischgenuß dem Organismus direkt schädlich ist, daß dagegen pflanzliche Nahrung nur die Gesundheit fördert. Eine Frucht dieser Bestrebungen ist die mit so viel Erfolg in den Handel gebrachte „Knorr-Sos“, ein pflanzliches Produkt mit ausgezeichnetem Bouillon-Geschmack. Es ist wirklich erstaunlich, daß man aus Pflanzen eine solche Fülle von Wohlgeschmack gewinnen kann.

Hausknecht fuhr heute mittag nach Saarbrücken, um dort Einkäufe zu machen. Als das Gewitter herannah, verschloß ich das Haus. Die vielen italienischen Arbeiter, die neuerdings in den Gruben beschäftigt werden, machen die Gegend unsicher“.

Als die freundliche Wirtin meine durchnässten Kleider sah, riet sie mir, mich umzukleiden. Ich konnte mich, bis meine Kleider trocken seien, mit Sachen von ihrem Manne behelfen, der von derselben Statur gewesen wie ich.

Ich zögerte, diesen Vorschlag ohne weiteres anzunehmen.

„Sie dürfen keinerlei Furcht haben, mein Mann ist an keiner ansteckenden Krankheit gestorben“, beruhigte sie mich da. „Er war bis drei Tage vor seinem Tode kerngesund.“

Ich nahm so den freundlichen Vorschlag der guten Frau dankbar an und beschloß, da es unterdessen Abend geworden und der Regen sich immer noch in Strömen ergoß, in dem einfachen, aber sauberen „Waldschlößchen“ Nachtquartier zu nehmen, um mir am andern Tage, wenn der Regen aufgehört haben würde, das Schlachtfeld von Spichern und die Stieringer Eisenwerke näher zu besuchen. Ich hatte diesen meinen Entschluß auch keineswegs zu bereuen. Habe ich doch an jenem Abend mir Wertvolleres von den großen Tagen des Augusts 1870 vernommen, als man dies gewöhnlich in Kriegsbüchern und Schlachtenbeschreibungen liest.

„Der Krieg hat mich zu Gott geführt und mich beten gelehrt“, so meinte die Frau Wirtin, als ich ihr meine unverhohlene Verwunderung und Freude darüber aussprach, daß ich beim Betreten der Schwelle ihres Gasthauses etwas ganz anderes vernommen,

als was man sonst bei der Annäherung von Wirtshäusern oft nur zu bald hört.

„Es gab eine Zeit“, so erzählte mir die fromme Wirtin, nachdem ich mein einfaches Mahl beendet und beim traulichen Lampenschein ihr gegenüber saß, während draußen der Regen auf die Blätter der großen Platanen, die vor dem Waldschlößchen standen, unaufhörlich herniederprasselte, „es gab eine Zeit, wo dies nicht so in unserem Hause war.“

II.

„Es würde mich sehr interessieren, von Ihnen etwas Näheres über die Zeit während des Krieges und vor ihm zu vernehmen“, sprach ich, und sie erzählte mir folgendes:

„Schon mein Vater und Großvater waren Besitzer des Waldschlößchens. Von jeher war es eine der gesuchtesten und bestgehendsten Wirtshäuser der ganzen Umgegend. Bei uns tranken, seit man es sich denken konnte, die Saarbrücker Herrschaften ihren Nachmittagskaffee und ließen sich dann unter den schattigen Platanen bei einem Glase französischen Rotweins und elsässischem Münsterlase wohl sein. Und auch die französischen Damen und Herren aus Saargemünd, Forbach und St. Avoit kamen und ließen sich ein Gläschen Pfälzer-, Mosel- oder Rheinwein trefflich munden. Dabei sprach das zahlreiche Zoll- und Grenzpersonal, da unsere Wirtshäuser damals hart an der Grenze lag, täglich bei uns vor. So war es nicht zu verwundern, daß mein Vater für den reichsten Mann der Umgegend galt, worauf ich mir als die einzige Tochter und spätere alleinige Erbin des Waldschlößchens mit all den vielen saftigen Wiesen und Waldungen, die sich mein Vater

und Großvater erworben, nicht wenig einbildete. Und leider förderte mein Vater den sträflichen Hochmut, der in mir schon als kleinem, schulpflichtigem Mädchen aufkeimte. Wurde ich doch täglich in einer noblen Kutze die mein Vater in Saargemünd von einem französischen Kapitän gekauft hatte, mit zwei Füchsen nach Saarbrücken zur Schule hingefahren, und ich erbidete vor Stolz, wenn mich die Leute in Saarbrücken „die kleine Prinzessin vom Waldschlößchen“ nannten. Da meine fromme Mutter leider schon in meinem vierten Lebensjahre starb, erhielt ich wie die Kinder der Bornehmen eine französische Erzieherin. Mein Vater, dessen Mutter eine Pariserin gewesen, hatte überhaupt eine ganz besondere Vorliebe für Frankreich. Kaum zwölf Jahre alt, schickte er mich in eine französische Pension in Nancy, wo ich wohl eine nach außen hin sorgfältige Erziehung genoß, jedoch von Herzensbildung und Frömmigkeit war keine Rede. Im Gegenteil! Meine Lehrerinnen schwärmten für die freigeistigen französischen Modeschriststeller und erlaubten sich, wenn bei dem Unterricht auf religiöse Dinge die Rede kam, die leichtfertigen und frivolsten Bemerkungen. In ebenso höhnischer und wegwerfender Weise sprachen sie im Geschichtsunterricht über Deutschland, insbesondere über die verhassten Preußen. Ich schämte mich so mehr und mehr meiner deutschen Abkunft und war froh, als ich von Fräulein Belois eines Tages vernahm, daß der Augenblick nicht mehr ferne sei, an dem der Kaiser Napoleon das Frankreich von jeher von Rechts wegen gehörende linke Rheinufer zurückerobern werde. So hatte ich die beste Aussicht, für immer französische Staatsbürgerin zu werden.

— Fortsetzung folgt. —